

KAPITEL EINS

An einem sonnigen Mittwochnachmittag, genauer gesagt um 16 Uhr 42, legte Heinrich Knopp sich auf die ICE-Trasse, die durch das Wäldchen hinter seinem Haus verlief, und wartete auf den ICE 74. Er hatte sich ein kleines Sofakissen mitgebracht, um seinen Nacken zu schonen. Immerhin konnte es trotz aller Vorbereitung zu Veränderungen im Fahrplanablauf kommen, und er wollte keinesfalls mit einem steifen Nacken sterben. Er hatte sich eine besonders dunkle Stelle ausgesucht, hohe Eichen zu beiden Seiten der Trasse, ausladende Brombeersträucher. Heinrich war ebenfalls dunkel gekleidet, hatte sich genau hinter die sanfte Kurve gelegt, die die Schienen hier machten. Auch deswegen hatte er den ICE 74 gewählt: Es wurde langsam Abend, die Sonne neigte sich jetzt im frühen Herbst schon dem Horizont entgegen. Die Bäume warfen Schatten, überall Zwielflicht. Mit etwas Glück würde der Zugführer ihn gar nicht bemerken und das Rumpeln für einen Ast halten, einen Fuchs vielleicht. Im besten Fall würde er überhaupt nichts mitbekommen. Heinrich Knopp würde genau das besonders passend finden. Es schien ihm ein ehrlicher Abschluss.

Er hatte diesen Tag von langer Hand geplant, wie es seine Art war. Er überließ die Dinge ungerne dem Zufall. Nach einer taktischen Überprüfung diverser Suizidmethoden hatte er sich für den Zug entschieden. Bei allem, was man gegen die Deutsche Bahn sagen konnte, Heinrich hatte sie immer imponiert. Dieses exakte Uhrwerk von Zügen, Gleisen und Weichen, die in penibler Choreografie Menschenmassen durch das ganze Land transportierten, ohne dass jemand zu Schaden kam – für Heinrich war das eine Meisterleistung. Als Kind hatte er mit

seinem Vater ganze Wochenenden im Keller verbracht und kleine Modellzüge durch eine Landschaft aus Plastik und Bauschaum gleiten lassen. Sie hatten sich codierte Signale zugerufen, auf Knöpfe gedrückt, Weichen umgestellt, die Gleisansagen abwechselnd mit tiefer Stimme in die Fäuste gesprochen, sodass sie verzerrt klangen. Runde um Runde hatten die Züge durch Dörfer und Tunnel gedreht, bis Heinrichs Mutter sie irgendwann zu Tisch gerufen hatte. Die Modelleisenbahn gab es noch, sie stand jetzt in Heinrichs Keller. Aber die Züge fahren nur noch selten.

Über Wochen hinweg hatte Heinrich Zugstrecken und Abfahrtszeiten aufgeschrieben und verglichen und sich schließlich für den Mittwoch entschieden, an dem es auf dieser Strecke nur selten zu Verspätungen kam. Dann hatte er sich unter Berücksichtigung der Sonnenuntergangszeit für ein Datum entschieden. Und dann hatte er gewartet. Jeder Tag in dieser Zeit war gewesen wie der vorherige: stummes Frühstück mit Zeitung und dünnem Kaffee, endlose Stunden im Büro, Abendessen vor dem Fernseher, Einkaufen am Samstag, Tatort am Sonntag. Heinrich betrachtete sich von außen, als nähme er selbst schon gar nicht mehr teil an seinem Leben. Der August verstrich, heiße Tage, schwüle Nächte, die Klimaanlage im Büro leistete Schwerstarbeit. Und dann wurde es endlich Herbst.

Als der Mittwoch gekommen war, den Heinrich sich ausgesucht hatte, wachte er in der Frühe auf und suchte in sich nach einer Emotion. Er war nicht traurig, nicht besorgt, nicht verzweifelt – er hatte auf die Gefühle gewartet, hatte in den vorangegangenen Wochen in sich hinein gelauscht, aber sie hatten sich nicht eingestellt. Wie an jedem anderen Morgen machte er dünnen Kaffee für sich und Susanne, lauschte dem Kratzen, mit dem sie Butter auf ihrem Toast verteilte, stellte den Fuß auf die kleine Kommode im Flur, um sich die Schuhe

leichter binden zu können. Wie jeden Morgen verließ er gegen halb sieben das Haus und stieg in seinen Wagen. Er bog aus der Einfahrt, fuhr bis zur nächsten Kreuzung, doch anstatt dort wie üblich rechts abzubiegen, bog er nach links und manövrierte den Wagen rückwärts in die Mündung eines kleinen Waldwegs. Fünfzehn Minuten später sah er Susannes roten Corsa um die Ecke biegen. Er wartete noch mal fünfzehn Minuten: Es kam vor, dass sie ihr Handy oder Portemonnaie vergaß und noch mal umdrehte. Als er sicher war, dass sie nicht zurückkommen würde, fuhr er zurück, stellte das Auto in die Garage und räumte das Handschuhfach auf. Dann ging er ins Haus.

An seinem Schreibtisch, einem alten Erbstück seiner Großmutter, dessen Holz jedes Jahr eine Spur dunkler wurde, verfasste er den Abschiedsbrief. Dieser Schritt fiel ihm nicht leicht, obwohl er schon seit Tagen die Formulierungen in seinem Kopf herumwälzte, neu zusammensetzte und umstrukturierte. Das Ganze auf Papier zu bringen, kostete ihn Überwindung. Er war es nicht gewohnt, sich mitzuteilen. Am Ende klang sein Brief dann auch hölzern und weniger poetisch, als er es sich gewünscht hatte. Er schrieb etwas von Sich-nicht-die-Schuld-Geben, von Angelegenheiten regeln, davon, dass er ihr das Beste wünschte. Es waren Gemeinplätze, aber schlussendlich fand er sich damit ab und klebte das Kuvert zu, schrieb in seiner krakeligen Sechstklässlerschrift den Namen seiner Frau darauf und legte ihn im Erdgeschoss auf den Esstisch.

Die nächsten Stunden verbrachte Heinrich damit, seine Kleidung in Kartons zu packen und im Arbeitszimmer zu verstauen. Er wollte Susanne diese lästige Tätigkeit nach den sicher aufwendigen Arrangements seiner Beerdigung ersparen. Sein Ableben würde ihr noch genug Scherereien verursachen. Seine Kleider, sowohl aus dem Schrank im Schlafzimmer als auch aus dem im Keller, füllten kaum zwei normale Umzugskartons.

Als er fertig war, setzte er sich im Wohnzimmer vor den Fernseher, um den Rest der Zeit zu überbrücken. Auf einem der dritten Programme fand er eine Dokumentation über die Tiefsee. Die hielt ihn anderthalb Stunden bei Laune, darauf folgte eine Viertelstunde Bundestagsdebatte, der er nicht so recht folgen konnte oder wollte, dann ein alter Western aus den 50ern. Er liebte solche Filme, schaute sie aber nie an, obwohl quasi jeden Abend einer ausgestrahlt wurde. Susanne mochte sie nicht. Dieser hier war sehr gut, er hatte ihn noch nie gesehen. Ein kerniger Lonesome Ranger verteidigte die Familie einer schlaun und vorwitzigen Schönheit gegen wild bemalte Indianer. Die Geschichte strotzte von epischen Schießereien und schwülstigen Blicken, und an ihrem Ende verliebte die Schönheit sich natürlich in den Ranger. Nichts an der Geschichte überraschte Heinrich, aber genau das war es, was er an diesen Filmen so schätzte. Die Regeln waren klar, der Ausschnitt begrenzt, und man verließ den Schauplatz immer an dem Punkt, an dem die Figuren am glücklichsten waren. Niemand wollte sehen, wie sie sich später mit fünf Kindern über das Bestellen des Maisfeldes stritten, aber Heinrich war sich sicher, dass es genauso kommen würde.

Als es endlich Zeit war aufzubrechen, nahm er nichts mit außer einem beigen Sofakissen. Er ging ohne Jacke, der Tag war warm genug. Er steckte seine Brieftasche ein, damit man ihn identifizieren können würde, klemmte sich das Kissen unter den Arm, ging hinaus, schloss die Haustür zu und ließ sein Leben hinter sich.

Bis zu dem Ort, den er sich ausgesucht hatte, war es ein mäßiger Spaziergang von etwa fünfzehn Minuten. Das Wäldchen war verlassen und er begegnete niemandem, was ihm sehr recht war. Immerhin ging er ohne Jacke und mit einem Sofakissen

unter dem Arm spazieren. Langsam sank die Sonne und warf helle Strahlen durch das dichte Blattwerk. Der Anblick war schön. Heinrich fühlte sich, als würde die Welt sich noch einmal von ihrer besten Seite zeigen, um sich gebührend zu verabschieden. Insgeheim dankte er ihr. So ging er fast beschwingt durch das Wäldchen, wie ein Wanderer, der nach langer Zeit heimkehrt.

Um zu den Gleisen zu kommen, musste er sich etwa fünfhundert Meter durchs Unterholz schlagen. Als er auf der Trasse herauskam, war seine Kleidung voller Kletten. Es dauerte etwas, bis er sie alle abgeschlagen hatte, und als er plötzlich ein tiefes Grollen aus der Ferne hörte, hatte er Angst, sich in der Zeit geirrt zu haben. Kurz haderte er: Sollte er sich einfach blitzschnell hinlegen und es hinter sich bringen? Aber das war ihm dann doch etwas zu holterdiepolter, plötzlich so ein Stress, das hatte er sich anders vorgestellt. Er sprang von den Gleisen und riss seine Uhr hervor. Noch etwa zwölf Minuten. Hatte er die Uhr falsch gestellt? Er wartete und horchte auf das Grollen, das erst lauter zu werden schien, dann aber doch abflaute und schließlich ganz verschwand. Heinrich atmete tief durch. Dann stieg er wieder hinauf zu den Gleisen, legte sich hin, den Kopf auf die eine Schiene, die Beine über die andere, und schob sich das Kissen unter den Nacken. Er tat dies fast andächtig und langsam. Immerhin war es das Letzte, was er tun sollte. Und so, mit den Händen auf dem Bauch verschränkt, lag Heinrich Knopp da und wartete auf den ICE 74.

Der Himmel über ihm wurde langsam dunkler. Ein paar vereinzelte Schäfchenwolken zogen gemächlich vorbei. Eine hatte die Form eines Schmetterlings, eine andere die eines Hammers, dann veränderte sie sich und wurde zu einem Hasen. Ein Schwarm Gänse zog in V-Form vorbei. Sein Rücken begann zu schmerzen. Heinrich ärgerte sich, dass er nicht auch dafür

ein Kissen oder eine Decke mitgebracht hatte. Die Schwellen waren schmaler als gedacht, und nun bohrten sich die groben Steine in seine Muskeln. Zusätzlich schliefen seine Füße ein; die Schiene, auf der seine Waden lagen, schnürte die Blutzufuhr ab. Heinrich hatte keine Ahnung, wie viel Zeit vergangen war. Es konnten zehn Minuten sein, dann würde der Zug gleich kommen, es konnte aber genauso gut eine Stunde sein. Er wollte auf seine Uhr schauen, hielt sich aber zurück. Wie schrecklich wäre es, wenn das Letzte, was er tat, auf die Uhr schauen wäre. Außerdem hatte er das Letzte, was er jemals tun sollte, schon getan, nämlich sich auf das Gleis zu legen. So hatte er es geplant, und so würde es passieren. Er blieb regungslos liegen.

Schließlich wurde ihm kalt. Die Sonne musste schon untergegangen sein, es wurde dunkel. Sein Rücken schmerzte jetzt so sehr, dass er es kaum noch aushielt, und er hörte nirgends einen Zug. Er setzte sich auf, warf einen Blick auf seine Uhr: 17 Uhr 58. Über eine Stunde. Er hatte über eine Stunde auf den Gleisen gelegen, und sein Zug war nicht gekommen, war einfach nicht aufgetaucht. Benommen blieb er sitzen. Er hatte sich nie überlegt, dass etwas schiefgehen könnte, dass er überleben würde, das war nicht Teil seines Konzepts gewesen. Für diese Situation gab es keinen Plan. Er geriet in Panik. Sollte er jetzt einfach nach Hause gehen? Susanne würde in einer halben Stunde von der Arbeit kommen. Sie würde den Brief finden. Sie würde vielleicht die Polizei rufen, sie würden ihn suchen, würden vielleicht eine ganze Hundertschaft durch das Wäldchen jagen. Und dann? Irgendwann würden sie ihn finden. Lebendig. Unversehrt! Wie peinlich! Sie würden ihn für einen Loser halten. Jemand, der es nicht schaffte, den einfachsten Suizid reibungslos über die Bühne zu bringen. Und sie hätten recht.

Heinrich sprang auf, aber seine eingeschlafenen Füße klapperten unter ihm zusammen, und er schürfte sich ein Knie an den

kantigen Steinen auf. Es schmerzte höllisch. Langsam richtete er sich wieder auf. Seine Fußsohlen prickelten, als liefe er auf einem Nagelbrett. Er griff sich das Sofakissen und ging, so schnell er konnte, nach Hause. Er musste vor Susanne ankommen.

Auf dem Weg begegnete ihm eine ältere Dame, die ihren übergewichtigen Pudel spazieren führte. Die Frau nahm kaum Notiz von ihm, wahrscheinlich erkannte sie im Dämmerlicht nicht, dass er ein Kissen dabei hatte und dass sein Knie durch die Hose blutete. Heinrich eilte an ihr vorbei, an den Rand des Weges gepresst und mit gesenktem Kopf, als könne sie ihm sein Scheitern ansehen. Das kurze Stück auf der Straße zu seinem Haus legte er im Laufschrift zurück. Schon aus der Entfernung sah er, dass Susannes Auto noch nicht in der Auffahrt stand. Er stürmte ins Haus, ließ das Kissen im Flur fallen und lief als Erstes ins Esszimmer. Der Brief stand an den Salzstreuer gelehnt, unberührt, Wahrzeichen einer anderen Realität, in der er jetzt ein toter Mann war. Er nahm ihn in die Hand, starrte ihn einen Moment an, ohne eine Ahnung, was er damit machen sollte. Dann faltete er ihn zusammen und steckte ihn in die Hosentasche. Er sackte auf einen der Stühle und stützte den Kopf auf die Hände. Das war er also gewesen, sein Ausbruchversuch. Er konnte sich nicht erklären, was schiefgegangen war. In all den Wochen, in denen er die Züge überwacht hatte, war es maximal zu zehn Minuten Verspätung gekommen. Dass ein Zug gar nicht kam, war nie vorgekommen. Heinrich rieb sich die Augen. Er saß fest. Er hatte es versucht, hatte es wirklich versucht, aber jetzt saß er fest. Er würde hierbleiben müssen, für immer in diesem Haus, in diesem Ort, in diesem Leben. Der Ausbruch war eine Illusion, ein Hirngespinnst. Er sah seine Hände an, die aussahen, wie sie immer schon ausgesehen hatten. So würde es sein: wie immer.

Dann hörte er das Auto in der Auffahrt. Der Motor ging aus. Die Tür wurde zugeschlagen, Absätze auf dem schmalen Betonweg, das Klappern der Schlüssel, das Knarzen der Haustür. Dann ein: »Heinrich? Was macht denn das Kissen hier im Flur?« Erst jetzt sprang er auf. Das Kissen. Sein Knie. Die Kartons. Er hatte sich so sehr auf den Brief konzentriert, dass er alles andere vergessen hatte. Er rannte nach oben ins Arbeitszimmer und verschloss die Tür hinter sich. Von unten hörte er Susannes Stimme: »Ich komme nach einem harten Arbeitstag nach Hause und muss quasi sofort aufräumen. Ein bisschen Ordnung könntest du auch mal schaffen.« Er öffnete einen der Kartons und griff wahllos eine Hose und ein frisches Hemd heraus. Sein Knie blutete stark, mit einem alten T-Shirt wischte er es ab. Er zog die frischen Sachen an und verstaute die schmutzigen in einer Schreibtischschublade. Susanne kam bereits die Treppe herauf, als er die Tür öffnete.

»Wieso antwortest du mir nicht?«, fragte sie und stapfte an ihm vorbei ins Badezimmer.

»Entschuldige«, sagte er und ging hinunter. Susanne hatte das Kissen wieder auf das Sofa gelegt. Er untersuchte es kurz auf Spuren seines Ausflugs, aber es war nichts zu sehen. Dann ging er in die Küche, um wie jeden Abend mit der Zubereitung des Abendessens zu beginnen. Als er gerade den Kühlschrank öffnete, ohne eine Ahnung, was er herausnehmen sollte, rief Susanne: »Was sind das für Kartons?«

»Ehm ...«

»Da ist ja Kleidung drin.«

Heinrichs Gedanken rasten, während er festgefroren in den Kühlschrank starrte. »Altkleider«, rief er dann. Sie antwortete nicht, also glaubte sie ihm, oder es interessierte sie nicht mehr. Es herrschte einige Minuten Stille, in denen er weiter in den offenen Kühlschrank schaute, ohne wirklich etwas zu sehen.

Es bedurfte einiger Kraft, sich zu konzentrieren, aber als es ihm gelang, griff er nach Käse, Butter, Aufschnitt und stellte alles auf den Küchentisch. Er kochte einen Tee, als er oben die Dusche angehen hörte. Genau zwölf Minuten später kam Susanne hinunter und sie aßen still zu Abend, während die Nachrichtensprecherin über das Elend in der Welt berichtete. Hätte jemand durchs Fenster gesehen, hätte alles so ausgesehen wie immer: Sie die gelbe Tasse, er die grüne. Sie ein Vollkornbrot mit einem Hauch Margarine und Salami, er ein Knäcke-
brot mit altem Gouda. Gelegentliches Schlürfen an den heißen Tassen. Nichts deutete mehr darauf hin, dass Heinrich Knopp vor wenigen Stunden beinahe sein Leben beendet hätte. Alles sah aus wie immer. In ihm tobte es.

KAPITEL ZWEI

In der Nacht lag Heinrich wach. Natürlich tat er das, dachte er. Nach so einem Tag. Aber nachdem er zwei Stunden die Zimmerdecke angestarrt hatte, fiel ihm auf, dass nicht die Vorstellung des Selbstmordes ihn wachhielt. Er hatte immer Probleme mit dem Schlafen gehabt, aber seit er die Entscheidung getroffen hatte, sich vor den Zug zu legen, hatte er eindeutig besser schlafen können. Es hatte sich weniger eng angefühlt in ihrem Ehebett, an der Seite von Susanne, die schlief wie eine Tote. Jetzt lag er wieder wach und grübelte nur über ein Detail: Was hatte er falsch gemacht? Hatte er die Zugfahrpläne nicht sorgfältig studiert, sich nicht geradezu pedantisch über Verspätungen informiert? Wo hatte er geschlampt, wo war ihm die Sache entglitten? Er schämte sich und fühlte sich gleichzeitig betrogen. Dies hätte sein Ausweg sein sollen, aber er hatte es offensichtlich versaut. Gegen vier Uhr stand er auf, ging ins Arbeitszimmer und räumte seine Kleider wieder in den Schrank. Als er zurück ins Bett kam, lag Susanne unverändert da und schlief ihren traumlosen Schlaf. Seit er sie kannte, hatte sie niemals von einem Traum erzählt. Wenn er fragte, sagte sie immer, sie hätte nicht geträumt. Früher hatte er das für Unsinn gehalten. In dieser Nacht kam es ihm sehr logisch vor.

Heinrich war immer noch wach, als um halb sieben der Wecker klingelte. Susanne stand mechanisch auf und ging ins Bad. Er hörte, wie die Dusche anging. In zwölf Minuten würde sie in die Küche kommen und einen Kaffee erwarten. Träge wuchtete er sich aus dem Bett, schlurfte hinunter und tat seine Pflicht. Er füllte ihren Becher in eine Thermotasse um, und als sie das Bad verließ und ins Schlafzimmer ging, um sich anzu-

ziehen, schlüpfte er unter die Dusche. Er blieb so lange im Bad, bis er ihren Wagen hörte, erst dann kam er heraus. Ein Ritual, das sie in den letzten Jahren perfektioniert hatten.

Die Fahrt in die Firma dauerte wie immer 17 Minuten. Heinrichs Wagen schien den Weg allein zu finden, er jedenfalls schenkte der Fahrt keinerlei Aufmerksamkeit. Das Gebäude lag in einem unansehnlichen Industriegebiet außerhalb des Ortes, umgeben von Autowerkstätten und Getränkegroßmärkten. Heinrich stellte den Wagen auf demselben Parkplatz ab wie immer, in beachtlicher Laufristanz zum Eingang, aber unter einem der genau sieben Bäume, die vor Jahren über den Parkplatz verteilt gepflanzt worden waren.

Die ersten drei Stunden in seinem Büro verbrachte Heinrich damit, den Bleistiftspitzer anzustarren und sich immer wieder vorzustellen, wie die riesigen Stahlräder des ICE seinen Kopf von seinem Hals trennten. Es waren Bilder wie aus einem schlechten Horrorfilm, doch er empfand sie nicht als schrecklich oder grausam. Er hatte es sich gewünscht, er hatte alles richtig gemacht, und trotzdem war er immer noch hier. Sein Büro schien noch düsterer als sonst, die Stapel der Prüfberichte, die er durchzuarbeiten hatte, waren in dem einen Tag seiner Abwesenheit merklich angeschwollen. Er nahm einen Bericht in die Hand, überflog die erste Seite: chemische Analyse eines neuen Vitaminpräparats. Schon beim Anblick der chemischen Zusammensetzung stieg ihm der fruchtig-künstliche Geruch der Brausetabletten in die Nase und ihm wurde übel, also legte er die Papiere zurück auf den Stapel und starrte wieder auf seinen Bleistiftspitzer. Von Zeit zu Zeit fühlte er Panik in sich aufsteigen, ihm fiel das Atmen schwer. Das alles hätte ein Ende haben sollen, aber es ging einfach immer weiter.

Gegen elf öffnete sich mit einem Mal die Tür und Heinrichs Chef trat in den Raum. Heinrich schreckte hoch und fummelte

eilig nach einem der Berichte vor sich auf dem Tisch, um den Anschein von Produktivität zu erwecken. Manfred Strozinski war ein untersetzter Mann, der konstant schlechte Laune hatte. Über die Jahre waren seine Mundwinkel immer weiter nach unten gewandert, was seinem Gesicht den unheimlichen Anschein einer Horrormaske verlieh.

»Knopp, wo waren Sie gestern? Sie haben sich nicht abgemeldet.« Seine Stimme war fiepsig und er sprach extrem schnell.

»Nein, Herr Strozinski; Verzeihung, Herr Strozinski«, stammelte Heinrich, atmete dann einmal tief durch und sagte in einem flüssigen Atemzug: »Ich war krank und mir war zu unwohl, um zu telefonieren.«

Strozinski musterte ihn prüfend durch seine kleinen Äuglein.

»Haben Sie ein Attest?«

Heinrich schüttelte den Kopf. »Nein, Verzeihung, auch für einen Arztbesuch war mir zu unwohl. Aber zum Glück scheint alles überstanden zu sein.«

»Da wäre ich mir nicht sicher.« Strozinski trat an den Schreibtisch heran und beugte sich vor, um Heinrich aus der Nähe zu betrachten. »Gut sehen Sie immer noch nicht aus.«

»Es geht schon wieder.«

Der kleine Mann trat zurück, nahm ein Taschentuch heraus und wischte sich über Lippen und Nase. »Einen Virus kann ich hier im Büro wirklich nicht gebrauchen. Gehen Sie nach Hause, Knopp, kurieren Sie sich heute noch mal aus, bevor Sie hier alle anstecken.«

Ohne ein weiteres Wort drehte er sich um und stapfte aus dem Raum.

Heinrich wartete ein paar Momente ab, dann griff er seine Aktentasche und stürmte aus dem Büro. Vor dem Gebäude hielt er kurz inne und atmete durch. Für einen Moment kämpfte er

mit einem Würgereiz, konnte ihn aber im Zaum halten. Dann stieg er in sein Auto und fuhr los.

Ganz automatisch schlug er die Route nach Hause ein. Er fuhr, ohne bewusst auf die Straße zu achten, bewegte sich mechanisch: rote Ampel, Fuß auf die Bremse, Gang rausnehmen, anhalten, grüne Ampel, erster Gang, anfahren, schalten, beschleunigen. Sein Körper machte die Arbeit, während vor seinem inneren Auge die Bilder vorbeirasteten: die schlafende Susanne, der Blick in die Wolken von den Gleisen aus, die chemische Formel auf dem Gutachten, der Westernheld auf seinem Pferd aus dem Film, den er gestern gesehen hatte. Die Bilder reihten sich wahllos aneinander, keines ließ dem vorherigen genug Zeit, um es wirklich betrachten zu können, und so flimmerte es in seinem Kopf und der Druck in seiner Brust wurde immer größer.

Als Heinrich wieder zu sich kam, stand er bereits in der Einfahrt. Der Motor lief noch, seine Hände hielten das Lenkrad so fest, dass seine Knöchel sich weiß färbten. Er hatte keine Ahnung, wie lange er hier schon stand. Hastig schaltete er das Auto ab, schloss die Augen und legte die Stirn auf das Lenkrad. Das Leder drückte unangenehm gegen seine Haut, aber in der Dunkelheit kam sein Geist langsam zur Ruhe. Schließlich stieg er aus und ging hinüber zur Haustür. Er blieb vor ihr stehen, hatte beinahe schon den Schlüssel ins Schloss gesteckt. Was sollte er jetzt tun? Hineingehen und sich vor den Fernseher setzen? In den Keller gehen und seine Modelleisenbahn anwerfen, auf der die Züge immer genau so fuhren, wie er es sich wünschte? Er konnte nicht, wollte keinen Fuß in das Haus setzen.

Ihm blieb nichts anderes übrig, als weiterzugehen. Es war kühler geworden, der Himmel war bedeckt und die grauen Wolken versprachen Regen. Heinrich ging los, schaute auf den

Boden und setzte stur einen Fuß vor den anderen. Mit der Zeit beruhigte er sich. Die Luft war frisch und das Laub glitschig unter seinen Füßen. Er hatte diese Art von Wetter schon als Kind gemocht. Seine Mutter hatte ihn immer zu Hause behalten wollen, damit er nicht nass wurde und sich erkältete. Aber er war trotzdem hinausgegangen. Der Spielplatz war leer gewesen bei diesem Wetter, anscheinend waren alle Mütter wie die seine. Er war dann durch die Gegend gelaufen und hatte sich vorgestellt, der einzige Mensch auf der Welt zu sein, der Letzte seiner Art. Er stellte sich vor, wie er in alle Häuser hineinging und mit Schuhen auf die Betten der Leute stieg, wie er in ihren Schränken nach Süßigkeiten suchte und ihre Sparschweine leerte. Und niemand wäre da, um ihm zu sagen, was er zu tun hätte. An solchen Tagen kam er oft zu spät nach Hause und fürchtete sich vor seinen Eltern, aber sie lachten nur und seine Mutter machte ihm eine heiße Milch, an der er seine kalten Hände wärmen konnte.

Als Heinrich aufschaute, sah er, dass er unwillkürlich denselben Waldweg genommen hatte, den er gestern mit einem Kissen unter dem Arm entlanggegangen war. Ohne recht zu wissen, warum, bog er ins Unterholz ab und schlug sich bis zu der Stelle durch, an der er auf den Bahnschienen gelegen und die Wolken beobachtet hatte. Von seiner gestrigen Aktion war nichts zu sehen, als hätte die Natur ihn gar nicht bemerkt. Er sah eine kleine Pflanze, die sich zwischen den groben Steinen hervorschob. Wenn sie noch ein wenig weiter wuchs, würden die Züge ihr den kleinen, grünen Kopf abschlagen. Sie tat ihm leid. All die Willensstärke, die es ihr ermöglicht hatte, sich durch die Steine zu kämpfen, würde ihr nichts nützen gegen die Kraft der Maschine. Er tat einen Schritt auf das Pflänzchen zu, es war eine winzige Eiche. Seine Hände begannen schon, die Steine um den schmalen Stamm zu entfernen, da hörte er den

Zug. Er sah auf die Uhr. Er war eine Stunde früher dran als gestern, es war noch heller, und dieser Zug war nicht der ICE 74. Noch war der Zug hinter der Kurve verborgen, aber Heinrich spürte das aggressive Surren, das durch die Schienen in seine Knochen drang. Er blickte zu dem Bäumchen hinunter, zuckte mit den Schultern, als sähe es ihn. Dann drehte er sich um, trat von den Schienen und blieb neben den Brombeersträuchern stehen. Als das massige, weiße Gefährt um die Kurve kam, erklang das Warnsignal. Der Zugführer musste ihn gesehen haben, ein Mensch so nah an der Trasse, das konnte nichts Gutes bedeuten. Heinrich blieb, wo er war, und schaute dem Zug entgegen. Das Signal ertönte erneut. Gerade so konnte er das Gesicht des Fahrers hinter der Scheibe ausmachen, Panik in den Augen. Dann raste der Zug an ihm vorbei. Keine zehn Sekunden später war er weg, der Wind zerrte noch an Heinrichs Kleidern. Er stieg wieder auf die Gleise. Die winzige Eiche stand noch da, beinahe unverändert. Nur eine kleine, ausgefrante Stelle an ihrer Spitze deutete darauf hin, dass sie Schaden genommen hatte. Sie würde nie größer werden, als sie in diesem Moment war.

Erst als es dunkel war, kam Heinrich nach Hause. Als er die Tür aufsperrte, erwartete ihn Susanne in Mantel und Stöckelschuhen.

»Wir kommen zu spät.«

Sie drehte sich um, griff nach ihrer Handtasche und marschierte an ihm vorbei zu ihrem Auto. Heinrich stöberte in seinem Kopf nach einem Termin, einer Verabredung, konnte sich aber beim besten Willen nicht erinnern. Also folgte er Susanne, die bereits aus der Auffahrt zurücksetzte. Er ging hinter dem Auto lang, die Abgase wärmten für einen Moment seine kalten Waden, dann stieg er auf den Beifahrersitz. Noch bevor er die Tür richtig geschlossen hatte, fuhr sie los.

Sie glitten schweigend über die Landstraßen in Richtung des Nachbarorts. Susanne hielt das Lenkrad locker umfasst, sah gelegentlich zu Heinrich hinüber, der sich schuldig fühlte.

»Du hättest dich noch umziehen können«, sagte sie schließlich.

»Du schienst es eilig zu haben.«

»Aber so bist du wohl etwas zu leger angezogen.«

Heinrich musste lachen. Susanne warf ihm einen fragenden Blick zu.

»Was ist daran lustig?«

»Ich bin immer so angezogen.«

Sie schaute wieder auf die Straße, umrundete einen Kreisverkehr. »Du hast es vergessen.« Es war eine Feststellung, keine Frage. Ihr Gesichtsausdruck verriet weder Wut noch Enttäuschung, vielmehr schien sie die Tatsache vollkommen neutral aufzunehmen. Heinrich meinte, einen Hauch von Resignation um ihren Mundwinkel zu erkennen. Es tat ihm leid, dass sie sich so fühlen musste.

»Ja, ich habe es vergessen.«

Sie nickte. »Es macht keinen Unterschied.«

Sie bogen in eine Auffahrt ein, an deren Ende ein großes, rechteckiges Haus stand, grauer Putz, symmetrische Fenster. Die Fensterrahmen waren aus Edelstahl und warfen das Licht der Scheinwerfer zurück. Das Haus eines Architektenpaares. Yvonne und Gerd. Yvonne war Susannes älteste Freundin, die beiden hatten sich schon in der Grundschule gekannt und pflegten seit jeher eine enge Freundschaft. Eine große Frau, hoch und dick und laut, aber erträglich. Gerd war noch größer als Yvonne, ein Berg von einem Mann mit unnatürlich starkem Haarwuchs im Gesicht. Er gehörte zu der Sorte Mensch, die gerne zeigt, was sie hat. Einmal hatte er es geschafft, Heinrich einen Abend lang jede Funktion des neu installierten Sicher-

heitssystems zu erklären. Er schleifte Heinrich durch das gesamte Haus, deutete in Zimmerecken und auf unsichtbare Lichtschranken, las ganze Passagen aus dem Handbuch vor und sinnierte über die vielen Einbrecher, die in der Gegend herumlungerten, während Heinrich nickte und an den richtigen Stellen die Augenbrauen hob. Das ging so weit, dass Gerd aus Demonstrationsgründen den stillen Alarm auslöste und der Sicherheitsdienst anrief, um zu fragen, ob alles in Ordnung sei. Gerd tat die Sache mit einem kehligen Lachen ab und beendete seine Tirade wie immer, indem er Heinrich auf einen Zettel schrieb, wo er selbst sich diese großartige Technik zulegen könnte. Heinrich nahm die Zettel jedes Mal pflichtbewusst mit nach Hause, streckte sie beim Abschied noch einmal durch das offene Autofenster und winkte damit. Einmal zuhause wanderten sie direkt in den Müll.

Vor der Tür klingelte Susanne, schob ihren Arm um Heinrichs Ellenbogen und setzte ein strahlendes Lächeln auf. Heinrich konnte ihre Spiegelung in der Glastür sehen: Hätte er sie nicht gekannt, hätte er ihr Lächeln für echt gehalten. So standen sie da, er, ein unscheinbarer Endvierziger mit Strickpulli und gescheiteltem Haar über der rahmenlosen Brille, der es nicht schaffte, diesen Ausdruck von Verwirrung aus seinem Gesicht zu kriegen, und neben ihm Susanne, herausgeputzt und fröhlich. Heinrich war es, als hätte er fremde Menschen vor sich. Endlich ging das Licht im Flur an und das Spiegelbild wich einer enthusiastischen Yvonne, die auf die Tür zustürzte.

Es gab Fisch in Salzkruste, dazu gedünstetes Gemüse und Salat. Brot nur für die Gäste, Yvonne hatte sich und Gerd auf eine Low-Carb-Diät gesetzt. Gerd stand auf, wenn er Wein nachschenken sollte, und legte sich ein Trockentuch über den Arm wie ein Kellner in einem vornehmen Restaurant. Die Frauen lachten jedes Mal hysterisch. Yvonne und Susanne war-

fen Gesprächsthemen durch den Raum wie Konfetti. Kaum hatte Heinrich sich etwas überlegt, das er beitragen konnte, ohne vollständig idiotisch zu klingen, waren sie schon beim nächsten Thema. Also blieb er die meiste Zeit stumm und beobachtete die anderen wie durch eine Glasscheibe im Zoo. Er begann, Susanne zu studieren, sich jede Bewegung ganz genau einzuprägen: ihren Augenaufschlag, wie sie ihr Weinglas hielt, mit zwei Fingern und Daumen ganz oben am Stiel, wie sie die Lippen beim Lachen weit zurückzog und viel Zahn zeigte. Er war sich sicher, in all den Jahren alles schon einmal gesehen zu haben, aber sie kam ihm nicht bekannt vor, nichts an ihr, als wäre sie über Nacht ein anderer Mensch geworden. Er versuchte, sich an die frühere Susanne zu erinnern, die Frau, die er im Studium kennengelernt hatte. Hatte sie damals schon so gelacht? Hatte er es attraktiv gefunden? Hatte sie damals ihr Glas schon so gehalten, oder hatte sie es sich später angewöhnt, es sich abgeschaut von jemandem? Er konnte sich Szenen ins Gedächtnis rufen, ein Essen beim billigen Italiener um die Ecke, sie hatte sich die Bluse mit Tomatensoße vollgeleckert und sie hatten gekichert wie Schulkinder. Aber jetzt kam es ihm vor, als wäre es eine Szene aus einem Film, den er mal gesehen hatte, nicht sein eigenes Leben. Susanne war nicht mehr diese Person, war es vielleicht nie gewesen, und bei sich selbst war er sich auch nicht so sicher. Seine Vergangenheit schien unecht, hölzern und fremd.

Dann konzentrierte er sich auf Gerd und Yvonne, beobachtete sie als Paar, registrierte jeden kleinen Blick, jede Berührung. Sie legte ihre Hand auf seine, wenn sie über ihn sprach. Er legte den Arm auf ihre Stuhllehne, ohne sie direkt zu berühren. Wenn er ihr Wein einschenkte, bedankte sie sich mit einem Luftkuss, woraufhin er jedes Mal in einer O-la-la-Manier die Augenbrauen hochzog. Heinrich erschien alles so einstudiert,

automatisiert, ohne Blut. Als spielten die zwei ihre Beziehung wie vor Publikum. Susanne hätte es gefallen, wenn auch sie beide eine solche Routine gehabt hätten. Er sah es an der Art, wie sie das Gesicht senkte und ihm einen verstohlenen Blick zuwarf. Hatten sie das mal gehabt? Diese kleinen Gesten, die die Beziehung nach außen hin erst real werden ließen? Er wusste es nicht. Alles, woran er sich erinnern konnte, waren das morgendliche Aufstehen, die Duschgeräusche, er beim Kaffeemachen. Es gab Tage, an denen ihm erst beim Hinausgehen bewusst wurde, dass er sie nicht ein einziges Mal angesehen hatte. Vielleicht brauchte es die kleinen Spielchen, die Yvonne und Gerd so meisterlich beherrschten, um sich nicht aus den Augen zu verlieren.

Statt Dessert reichte Yvonne Käse, Gerd schenkte reichlich Grappa aus, auf den Susanne verzichtete, sie müsse ja noch fahren. Heinrich merkte den Alkohol unangenehm in den Gelenken, sie wurden heiß und weich, seine Muskeln erschlafften und er fühlte sich unkoordiniert. Außerdem begann er zu schwitzen.

»Heinrich, wie wär's, wenn wir die Damen mal ihrem Tratsch überlassen und ich dir meine neueste Errungenschaft zeige?«

Heinrich rang sich ein Lächeln ab, nichts interessierte ihn weniger, als was auch immer Gerd ihm zeigen wollte, aber es konnte nicht schaden, ein paar Schritte zu gehen, wenn auch nur durch das Haus. Er erhob sich ungelentk, schob den Stuhl quietschend mit den Kniekehlen weg und folgte Gerd in sein Arbeitszimmer. Der Raum hatte doppelte Etagenhöhe, ihre Schritte hallten leicht von den Wänden wider. Durch die Oberlichter konnte man die Sterne sehen – bei Tag war das Licht hier drin phänomenal. Gerd brauchte es für den riesigen Zeichentisch, der in der Mitte des Zimmers stand. Darauf lagen Entwürfe für ein Mehrfamilienhaus, das aus aufeinandergesta-

pelten Würfeln zu bestehen schien. Heinrich betrachtete die Zeichnungen, während Gerd durch den Raum zum Regal hinüberging und an etwas herumwerkelt. Er drehte Heinrich den Rücken zu, als habe er etwas zu verbergen, bis er sich mit einem Ruck umdrehte und ein dröhnendes »Tadaaaa!« von sich gab. Im ersten Augenblick erkannte Heinrich nicht, was Gerd in den Händen hielt. Dann stieg hinter Gerd ein kleiner Quad-Copter in die Luft, durchquerte den Raum und blieb über dem Zeichentisch in der Luft stehen. Heinrich wich einen Schritt zurück. Er spürte den Wind, den die kleinen Propeller verursachten, auf seinem Gesicht. Es war kühl und angenehm nach der Hitze des Alkohols.

»Und?« Gerd wartete auf Heinrichs Begeisterung.

»Ganz toll.«

»Ja, Drohnen sind der neueste Schrei. Gar nicht so leicht zu steuern«, er deutete mit der Nase auf die riesige Fernbedienung in seinen Händen, »aber irgendwann hat man den Dreh raus. Wenn wir draußen wären, würde ich dich auch mal lassen, aber hier drin ist es etwas gefährlich.«

Heinrich war erleichtert. »Kein Problem.« Er beobachtete, wie Gerd das Fluggerät höher steigen ließ, bis es knapp unter der Decke anhielt und sich wieder langsam senkte. »Und was macht man damit?«

»Man lässt es fliegen.«

»Schon klar, aber so rein praktisch. Also, kann es irgendwas?«

»Warte, ich zeig dir ein paar Sachen. Geh mal ein paar Schritte zurück!«

Heinrich stellte sich in die offene Tür und schaute Gerd dabei zu, wie er die Drohne in akrobatischen Manövern durch den Raum steuerte. Gerd strahlte dabei wie ein kleiner Junge, riss die Augen auf, wenn es zu Beinahezusammenstößen mit Stehleuchte oder Kunstobjekt kam, und lachte laut, wenn er

den Crash gerade noch so verhindern konnte. Heinrich lachte pflichtbewusst mit. Er genoss es, wenn das Gerät in seine Nähe kam und ihm leichten Wind ins Gesicht blies. Die Wirkung des Alkohols ließ langsam nach, seine Arme und Beine fühlten sich wieder fester an und die Hitze wich aus seinem Kopf. Aus dem Esszimmer drangen leise die Stimmen der Frauen zu ihm herüber.

»... um dann zwei Stunden im Stau zu stehen«, sagte Yvonne gerade. »Weil ja alle mit dem Auto unterwegs waren, wegen des Zugs.«

Heinrich drehte den Kopf leicht, um die beiden besser verstehen zu können.

Susannes Stimme klang leiser als Yvones. »Welcher Zug?«
»Hast du das nicht mitbekommen? Gestern hat jemand anonym beim Bahnhof Hannover angerufen und gesagt, in einem der ICEs liege eine Bombe. Da fuhr nichts mehr, sie haben den ganzen Bahnhof geräumt.«

»Nein!«

»Doch. War natürlich nur eine Ente. Da wollte wohl so ein Teenager-Rüpel Unruhe stiften. Aber natürlich sind dann alle mit dem Auto gefahren anstatt mit dem Zug.«

Heinrich erstarrte. Erst jetzt wurde er sich bewusst, dass er sich nicht wirklich gefragt hatte, was seinen Zug aufgehalten hatte. Er hatte es als persönliches Scheitern verbucht, als gemeinen Witz des Schicksals, aber er hatte keinen weiteren Gedanken an die praktischen Ursachen verschwendet. Aber hier war die Antwort: Es lag nicht an ihm, er hatte sich nicht selbst sabotiert. Es ging noch nicht einmal um ihn. Die Tatsache, dass er noch lebte, war das Resultat eines Streichs eines jungen Menschen. Er war nicht gestorben, weil jemand sich einen schlechten Scherz erlaubt hatte. Mit einem Mal wurde er wütend. Was für eine Frechheit! Hatte dieses Kind sich auch

nur einen Moment lang überlegt, welche Pläne es da durchkreuzte? Wie viele Menschen nicht rechtzeitig nach Hause gekommen waren seinetwegen, wie viele Termine verpasst wurden? Wie viele Menschen noch lebten, obwohl sie hätten tot sein müssen?

»So was muss doch bestraft werden«, sagte Susanne mit ehrlicher Entrüstung in der Stimme.

»Sie wissen schon, wer es war. Hat sich etwas blöd angestellt, der Junge, ist ja heutzutage alles kameraüberwacht in der Stadt.«

»Na, dem wird jetzt was blühen.«

Heinrich brach erneut der Schweiß aus. Sein Blick fuhr ziellos über die Marmorfliesen, fand keinen Punkt, an dem er sich hätte festhalten können. Es war ein Mensch, ein einziger Mensch, der seinen Tod verhindert hatte. Der eine Entscheidung getroffen hatte. Und nur deswegen war Heinrich jetzt hier, in diesem Haus, überhaupt irgendwo, wenn er eigentlich nicht mehr hätte existieren sollen. Das alles machte nicht den geringsten und gleichzeitig sehr viel Sinn. Es gab einen konkreten Grund, warum er noch lebte. Und nur dieser Junge kannte ihn.

Wie in Trance ging er zurück zum Tisch und ließ sich neben Susanne auf den Stuhl sinken. Die beiden Frauen verstummten und sahen ihn fragend an. Er musste einen beunruhigenden Anblick abgeben.

Aus dem Arbeitszimmer hörte man Gerd rufen: »Heinrich? Ist alles in Ordnung?«

Susanne legte ihm eine Hand auf den Arm. Sie war schwer und unangenehm, er wollte sie abschütteln, konnte aber die Kraft nicht aufbringen.

»Mir ist nicht gut«, flüsterte er.

Gerd trat an den Tisch. »Ist alles okay?« Seine Stimme dröhnte in Heinrichs Ohren.

»Ihm ist nicht gut«, antwortete Yvonne.

»Was hat er denn?« Gerd legte seine Hand auf Heinrichs Schulter. Sie war noch schwerer als Susannes. Es fühlte sich an, als würde er von allen Seiten zu Boden gedrückt.

»Ich denke, wir fahren jetzt besser.« Susanne erhob sich und zog ihn hinter sich her. Er folgte, ohne zu erfassen, was um ihn passierte. Am Rande bekam er mit, dass ihm eine Jacke in die Hände gedrückt wurde. Er hörte die Stimmen der anderen, konnte aber keine Worte ausmachen. Immer wieder sah er vor sich die Wolken, in die er gestern stundenlang geschaut hatte, als er auf seinen Zug gewartet hatte. Dann saß er plötzlich im Auto und Susanne fragte immer wieder, ob er okay sei. Er nickte jedes Mal, obwohl nichts okay war, wirklich überhaupt nichts. Sie ließ das Fenster an seiner Seite ein wenig herunter, und die kühle Nachtluft strich ihm um die Nase. Er begann zu frieren, und das Gefühl half ihm, in die Gegenwart zurückzufinden. Als sie zu Hause ankamen, hatte er sich wieder so weit gefasst, dass er die Tür aufschloss und Susanne zuerst hindurchließ. In der Diele hängte er seine Jacke auf und blieb einen Moment planlos stehen. Sie legte ihm die Handfläche an die Wange und wartete darauf, dass er sich erklärte.

»Ich gehe ins Bett«, sagte er schließlich und schob sich an ihr vorbei. Als er die Treppe hinaufstieg, spürte er ihren Blick auf seinem Rücken, und als sie sich ein paar Stunden später neben ihn ins Bett legte, stellte er sich schlafend.